

3. AKKULTURATION „AUF POSTEN“

Die diplomatische Mobilität, deren Darstellung sich das vorangegangene Kapitel gewidmet hat, bedeutet als Mechanismus, dass Diplomaten in regelmäßigen Abständen ihren Arbeits- und damit ihren Lebensort nationalstaatliche Grenzen überschreitend wechseln. Betrachtet man nur diese Bewegung, nur den Aspekt des Dynamischen und des ständigen Wandels der Arbeits- und Lebensumstände, so übersieht man, dass zwischen den häufigen Aufbrüchen und stets erneuten Niederlassungen eben auch mehrjährige Episoden des Arbeitens und Lebens, des Bleibens jeweils an ein und demselben Ort, in ein und derselben kulturellen Umgebung liegen. Die Betrachtung dieser Episoden des Bleibens bildet die komplementäre Ergänzung zur Betrachtung des stets erneuten Kommens und Gehens, das die Ortswechsel implizieren.

In diesem Kapitel geht es, analog zum deutlichen Schwerpunkt, der von den Gesprächspartnern selbst in den Interviews gesetzt wird, um diejenigen Episoden des Bleibens, die sich „auf Posten“ abspielen. Im Unterschied zur im vorangegangenen Kapitel gegebenen allgemeineren Definition, die „Posten“ als spezifische Kombination von geographisch-kulturell bestimmtem Einsatzort und thematisch-strukturell bestimmter Aufgabe konzipiert, bezieht sich die Wendung „auf Posten (sein)“ (engl. „[being] at post“) ausschließlich auf Ort/Aufgaben-Kombinationen *im Ausland*. Das Besondere an im Ausland verbrachten Episoden ist, dass sie nicht nur Erfahrungen bezüglich bestimmter Aufgaben, Projekte, Konferenzen, Reisen und Kontaktpartner aus verschiedenen Ländern beinhalten wie die in der Zentrale verbrachten, sondern auch solche bezüglich des Erschließens einer fremden kulturellen Umgebung im sesshaften Alltagsleben vor Ort. Diese zentrale zusätzliche Dimension bedeutet, dass es in den Darstellungen der Informanten die Neigung gibt, Aufgaben in der Zentrale summarisch in ein paar Sätzen abzuhandeln, *Auslandsposten* dagegen in ausführliche Erzählungen nicht nur über konkrete Arbeitsthemen und Projekte, sondern ebenso über Prozesse, Formen und Effekte der eigenen Akkulturation aufzufächern.¹ Ein Gesprächspartner bringt diesen *bias* zugunsten diplomatischer Arbeit im Ausland so auf den Punkt: „Ins Ausland zu gehen ist doch der Sinn der Arbeit – richtiges diplomatisches Leben hat man nur im Ausland.“

In Bezug auf die Wahrnehmung oder Nicht-Wahrnehmung der Umgebung „auf Posten“ als kulturell (insbesondere nationalkulturell) anders bestimmt

1 Um den Unterschied quantitativ zu betrachten: Viele auswärtige Dienste schreiben auch vor, dass ihre Diplomaten doppelt, dreimal so viel oder noch mehr Zeit im Ausland verbringen als in der Zentrale.

zeigt sich in den Erzählungen der Informanten ein weiterer *bias*. Darstellungen der Entwicklung des Lebens auf einem *bilateralen* Posten sind immer Darstellungen des Einlassens auf eine Nationalkultur, des Einlassens auf für das konkrete Gastland spezifische Formen des Alltagslebens. Erzählungen über das Leben auf *multilateralen* Posten hingegen beinhalten häufig kaum Verweise auf eine dem Staat oder der Stadt, in dem oder der sich die entsprechende internationale Organisation befindet, eigentümliche Kultur, die man sich erschließen könnte oder müsste. Wird doch etwa auf die Stadt Bezug genommen, in der sich die Diplomaten befinden, so erscheinen etwaige spezifische kulturelle Merkmale dieser geographischen Umgebung irrelevant oder wird gerade die Abschottung der untereinander interagierenden Diplomaten von dieser Umgebung betont. In der Regel gibt es außerdem kaum Verweise darauf, dass der Kontakt zwischen den dort zusammenarbeitenden Diplomaten aus den verschiedenen Mitgliedstaaten der Organisation primär als einer zwischen Mitgliedern verschiedener ethnisch oder national bestimmter Kulturen konzipiert würde. Stattdessen sind viele dieser ‚multilateralen Erzählungen‘ bestimmt von Erläuterungen der universellen Strategien für Verhandlung und Informationsgewinnung, zuweilen auch von Referenzen auf allgemein anerkannte und eingehaltene diplomatische Umgangsformen oder Kommunikationsregeln. Dies bedeutet, dass Erzählungen über Postenaufenthalte, die über die Darstellung konkreter, gewissermaßen technischer beruflicher Aktivitäten hinausgehen und stärker die gesamte Alltagslebenssituation des Diplomaten in den Blick nehmen, in der Regel Erzählungen über *bilaterale* Posten sind.² In diesen Erzählungen geht es um das Arbeiten und Leben in einem „Gastland“, um die Auseinandersetzung mit einer spezifischen Nationalkultur³, die einen umgibt und mit der man sich irgendwie auseinander setzt.

- 2 Hier lässt sich wiederum aus der Perspektive des quantitativen Unterschieds konstatieren, dass es um ein Vielfaches mehr bilaterale Posten gibt als multilaterale und daher mehr bilaterale Einsätze.
- 3 Wenn im Folgenden die Praxis der Informanten übernommen wird, die Konzepte des Gastlandes und der Nationalkultur einander eins zu eins zuzuordnen, womit die konzeptuelle Gleichsetzung von „(Empfangs-)Staat“ und „(Gast-)Land“ um einen weiteren problematischen Schritt ausgedehnt wird, so soll damit nicht unterstellt werden, dass diese Konzepte immer auf einen gemeinsamen identischen Referenten verweisen. Stattdessen soll damit der Tatsache Rechnung getragen werden, dass in den Erzählungen der Diplomaten der Andere bzw. das Andere im Kontext des Arbeitens und Lebens auf bilateralen Posten primär national bestimmt ist – unabhängig davon, ob es sich um das Verhandeln mit einer fremden staatlichen Administration („Staat“), um das Niederlassen an einem fremden geographischen Ort („Land“) oder um den Kontakt mit fremden Bedeutungen und Praktiken („Kultur“) handelt. Im Falle einer Entsendung nach Rumänien etwa sind die Bezugsgrößen stets „Rumänien“, „rumänische/s ...“ (Praktiken, Charakterzüge, Ansichten ...) und „(die) Rumänen“.

Grundbedingungen des Lebens „auf Posten“

Um eine Vorstellung davon zu bekommen, auf welcher Basis sich Diplomaten „auf Posten“ auf eine fremde kulturelle Umgebung einlassen und sich diese erschließen, sollen hier zunächst einige Darstellungen dessen betrachtet werden, was das Leben „auf Posten“ vom Leben in der Hauptstadt des Heimatlandes unterscheidet, wie Posten als Orte, die allgemeinen Lebensbedingungen an diesen Orten und die Form der diplomatischen Präsenz an diesen Orten beschaffen sein können.

Für viele Diplomaten, die nicht aus Ländern stammen, welche von internen oder grenzübergreifenden gewalttätigen Konflikten geprägt sind oder terrorismusbedrohte globalpolitische Machstrukturen beherbergen, die aber in ebensolche Länder entsandt werden, kann das Leben „auf Posten“ zunächst bedeuten, dass sie ein besonderes Risiko eingehen. Sie begeben sich an Orte und in Situationen, „wo es einem ans Leder gehen kann“, wo es „gefährlich wird für Leib und Leben“. Die Wahrnehmung, dass man sich der ultimativen physischen Bedrohung aussetzt, dass man ein Risiko eingeht, verletzt oder getötet zu werden, welches in der Regel im Alltag erträglich, aber doch ständig als Möglichkeit im Bewusstsein präsent ist, beschränkt sich spätestens seit dem 11. September 2001 nicht mehr auf chronisch oder zumindest längerfristig krisengeschüttelte Gebiete wie beispielsweise Israel-Palästina oder Kosovo. Inzwischen bezieht sie sich auch auf das, was ein Gesprächspartner „Brennpunkte“ und „symbolträchtige Orte“ nennt, auf Konzentrationspunkte global wirksamer politischer und wirtschaftlicher Macht und damit auf klassische multilaterale Einsatzorte, allen voran New York als Hauptquartier der Vereinten Nationen. Für die Fälle, in denen sich Gewalttaten an bestimmten Einsatzorten häufen oder als zunehmend bedrohlich empfunden werden, wie wenn ein Diplomat beispielsweise einem Attentat nur um wenige Minuten oder Meter entgangen ist, Fälle also, in denen das physische Risiko unerträglich zu werden droht, gibt es zumindest im deutschen auswärtigen Dienst institutionelle Vorkehrungen. So können Mitglieder des Personalrats vor Ort geschickt werden, um in Gesprächen mit ihren Kollegen sicherzustellen, dass diese sich nach wie vor in der Lage sehen, dieses Risiko auf sich zu nehmen, und wenn sie sich dazu nicht mehr in der Lage sehen, können sie an Orte versetzt werden, an denen sie keiner besonderen physischen Gefährdung ausgesetzt sind.

Zu diesen Gefährdungen – sowie unter Umständen den weniger gravierenden Gefährdungen ungewohnter klimatischer Bedingungen – gesellt sich ein anderer möglicher Aspekt des Postenlebens, der wie sie unter dem Oberbegriff „schwierige Bedingungen“ subsumiert wird. Es geht dabei um eine defizitäre Versorgungsinfrastruktur „auf Posten“ bezüglich Licht, Heizung, Arbeitsausrüstung und Ähnlichem – formuliert von solchen Diplomaten, die im Heimatland auf eine vergleichsweise stark ausgebaute Infrastruktur zurückgreifen können. Dabei bedeutet diese Klassifikation als „schwierige Bedingungen“ nicht notwendigerweise, dass das Leben auf dem entsprechenden

Posten als Zumutung betrachtet wird. Dass es dies als regelrecht institutionalisierte Perspektive zwar gibt, darauf weist die Praxis hin, Diplomaten, die – gemäß der Definition des jeweiligen nationalen auswärtigen Dienstes – „schwierigen Bedingungen“ ausgesetzt sind, dafür besondere Entschädigungszahlungen oder andere Vergünstigungen wie Zusatzurlaub zuzugestehen. Allerdings evozieren die Gesprächspartner dieser Studie stattdessen stärker den besonderen Reiz des Abenteuers, den solche ungewohnten „schwierigen Lebensbedingungen“ bieten können. So schildert ein Diplomat seinen UN-Einsatz im ehemaligen Jugoslawien als verantwortungsvolle und befriedigende „Pioniersituation“ der Aufbauhilfe („da war gar nix“). Ein anderer Informant erzählt, wie er auf seinem Botschaftsposten in einem westafrikanischen Staat Probleme mit Nachschublieferungen aus dem Nachbarstaat dazu nutzte, eine rare Genehmigung für eine „Dienstreise durch die Wüste“ im Lastwagen zu erkämpfen.

Zur diplomatischen Präsenz „auf Posten“ – insbesondere an Botschaften und Konsulaten – gibt es zunächst einige Bemerkungen, die darauf hinweisen, dass sich Diplomaten dort, was ihre Arbeitsformen und Formen der Sozialität betrifft, primär auf ihre direkte Arbeitseinheit vor Ort beziehen und sich als weniger stark in der übergreifenden Organisation des gesamten nationalen Außenministeriums verankert betrachten.⁴ Diese Wahrnehmung kann allerdings zu gegenteiligen Einschätzungen der eigenen Handlungsfreiheit „auf Posten“ im Vergleich zu Aufgaben in der Zentrale führen. Mehrere Gesprächspartner betonten die „unabhängige Stellung“, den „viel größeren Gestaltungsspielraum“ und den „größeren Verantwortungsbereich“, den diese relative Herausgelöstheit aus den Organisationsstrukturen der Zentrale für sie bedeutet. An einer Vertretung im Ausland gebe es einfach „weniger Leute, die Ihnen reinreden, weniger die Teilkontrolle“. Ein anderer Diplomat betont dagegen die unentrinnbare Enge des Kontakts zu den unmittelbaren Kollegen und Vorgesetzten in der Vertretung im Ausland:

„When you’re abroad, these people [die Vorgesetzten, U.N.K.] are more important than when you’re in the headquarters, I would say. Because they’re, you do a lot of things after work, at night, a lot of reception, a lot of meetings, a lot of things, so it’s always the same people you see, you know, I mean they’re kind of – in the headquarters you don’t have anything like that, so it’s not the same pressure.“

Die häufig zu absolvierenden formalisierten sozialen Kontakt ereignisse, die ihrerseits ein spezifisches Merkmal des Lebens „auf Posten“ bilden, bedeuten hier, dass der Diplomat sich in einem unentrinnbaren Kreislauf von Wiederholungen in der Interaktion mit derselben beschränkten Gruppe von Personen

4 Um die Strukturen in Zahlen auszudrücken: Große Botschaften können fünfzig bis hundert oder mehr Diplomaten und noch einmal mehr als das Doppelte an nichtdiplomatischem Personal umfassen (darunter in der Regel zu einem großen Teil einheimische Kräfte), kleine mitunter auch weniger als eine Handvoll Personen. Im Februar 2005 umfasste dagegen etwa die Zentrale des Auswärtigen Amtes in Berlin 3103 Personen (vgl. Auswärtiges Amt 2005).

wiederfindet. Die Ereignisse, die diesen Kreislauf bilden, verwischen überdies die konventionell gezogene zeitliche und räumliche Grenze zwischen Berufs- und Privatleben und dehnen die Gesellschaft und damit die Kontrolle der Vorgesetzten auf Aktivitäten aus, die in anderen Berufen dem ‚Feierabend‘ und der privaten Zerstreuung zugerechnet würden. Das, was hier „after work“ geschieht, ist nicht privat und keinesfalls Freizeit, sondern immer noch „work“.

Als eine andere Differenz zwischen Arbeit und Leben in der Zentrale im Heimatland einerseits und „auf Posten“ im Ausland andererseits erscheint in den Darstellungen einiger Diplomaten die Erfahrung der Unhintergebarkeit generalisierender kultureller Zuschreibung, der sie sich als besondere Fremde ausgesetzt sehen (vgl. Simmel 1992: 770). Diese funktioniert wie alle kollektiven kulturellen Zuschreibungen in zwei komplementären Richtungen: Zum einen kann ein italienischer Diplomat etwa auf der Folie von Erfahrungen mit oder auch nur Vorstellungen über andere Italiener, über das imaginierte Kollektiv ‚der Italiener‘ wahrgenommen und beurteilt werden. Zum anderen kann das, was er sagt oder nicht sagt, tut oder nicht tut, als repräsentativ für das Sagen und Tun eben dieses Kollektivs betrachtet werden. Da nun sein beruflicher Status tatsächlich explizit der eines Individuums ist, das ein nationales Kollektiv im politischen Sinne repräsentiert, vertritt, an dessen Stelle spricht und handelt, so verlangt sein Berufsethos, dass er jegliches Sagen und Tun unterlässt, das als kompromittierend gelten könnte (etwa sich betrinken). Es würde nämlich, so das Argument, nicht nur als kompromittierend für seine Person gelten, sondern als kompromittierend für das Kollektiv. Genaugenommen kann ein Diplomat auf Posten gemäß dieser Erzählung gar nicht als Person im Sinne der Privatperson gelten, sondern greift auch hier sein Berufsleben auf alle Lebensbereiche über, befindet er sich in einem Modus der ‚ständigen Vertretung‘. Alles, was ein Diplomat in den 24 Stunden eines Tages tut, ist potentiell öffentlich und repräsentativ: „Du bist nicht Hans Müller,“ so ein Informant, „du bist ein Diplomat dieses oder jenes Landes.“⁵

Enklavendasein und bewusste Distanz

Was nun die Formen diplomatischen Einlassens auf die fremde kulturelle Umgebung „auf Posten“ betrifft, so erstrecken sich diese über ein weites Spektrum von *Nichteinlassen auf* über *pragmatisches Integrieren in* bis hin zu *holistischer Ergriffenheit von* der Kultur, ihren Praktiken und Mitgliedern, ein Spektrum, das nun aufgefächert werden soll. Es ist hervorzuheben, dass diese Formen, wie sie hier konzipiert werden, keine exklusiven Zuordnungen von Individuen erlauben, die sich entweder gar nicht einlassen oder sich pragmatisch integrieren oder holistisch ergriffen werden. Sie dienen vielmehr dazu, einen systematischen Überblick über die Darstellung dieser unterschiedlichen

5 Übersetzt aus dem Spanischen.

Praktiken zu geben, die von einzelnen Individuen vielfältig kombiniert werden.

Darstellungen des Nichteinlassens auf die kulturelle Umgebung nehmen mitunter Bezug auf touristische Formen des Aufenthalts im Ausland, konzipiert als Formen eines allgegenwärtigen und flüchtigen Konsums fremder Sinneseindrücke innerhalb kurzer Zeit. Die eindrucksvollste Darstellung des Extrems des *Nichteinlassens*, welche eine Analogie mit Touristen etabliert, kommt von einem Gesprächspartner, der seinen Aufenthalt auf einem multilateralen Posten in New York schildert. Dieser Posten war über die Arbeit zur Ausarbeitung eines internationalen Gesetzeswerkes im Rahmen einer mehrjährigen Konferenz definiert und keiner permanenten Vertretungseinrichtung seines Staates angeschlossen:

„I think multilateral is a very kind of artificial society where you live, but you don't live – I mean, when I was in [that conference] in New York I had no contact to the New Yorkers at all, I just knew diplomats. I was among diplomats, foreigners in New York. We would go out together and all, but it was between foreigners. We were all like touring for – four years of touring. [...] I admit it's an artificial life in the sense that it's not the local life, instead, uhm, we were living in hotels, apartment hotels and things like that.“

Diese Schilderung entwirft, konzentriert in der Phrase „four years of touring“, das Bild der flüchtigen Präsenz eines Durchreisenden, der kommt und dann weiterzieht – mit dem Unterschied, dass hier paradoxerweise dieser transitorische Status zu einem permanent-transitorischen Status wird, die Flüchtigkeit der Präsenz dauerhaft ist. Es ist das Bild einer spezifischen Nichtpräsenz vor Ort („where you live, but don't live“), einer Anwesenheit, die diesen Namen nicht verdient. Zum einen ist sie abgehoben von jeglicher räumlichen Verankerung in diesem Ort; sie beschränkt sich, vor kurzen Ausflügen in Freizeitaktivitäten abgesehen, auf eigene abgeschlossene und für kurze Aufenthalte vorkonfigurierte Funktions- und Dienstleistungsräume wie Konferenzzentren und Hotels. Zum anderen ist diese Präsenz ebenso abgehoben von jeglicher sozialer Verankerung in Beziehungen mit als der Lokalität zugehörig konzipierten Individuen („the New Yorkers“); sie nimmt die Form einer ebenso abgeschlossenen, selbstgenügsamen „künstlichen“ Sozialität im eigenen Recht an, die sich in diesen abgeschlossenen Räumen abspielt. Hervorgebracht wird diese von Individuen, die durch Arbeitsbeziehungen miteinander verbunden sind, welche in Freizeitbeziehungen übergehen, und durch den geteilten Status des „Fremden“ an diesem Ort, den sie durch die Konzentration auf eben diese enklavenförmige Sozialität reproduzieren.

Das Nichteinlassen oder nur bedingte Einlassen auf eine fremde kulturelle Umgebung „auf Posten“, sei es nun explizit als Manko dargestellt oder implizit durch Nichtdarstellung als irrelevanter bzw. nichtexistenter Aspekt des Postenlebens betrachtet, ist aber kein Phänomen, das sich auf multilaterale Posten beschränkt. So wird auch auf Botschaftsposten ein enger Kontakt zu Menschen des Gastlandes mitunter als schwierig dargestellt:

„Und du musst emotional sehr stark sein, um zu lernen, ein Leben in Einsamkeit zu führen, in Einsamkeit, weil die Kulturen, in die sie dich, mit denen du dich konfrontiert sehen wirst, nicht immer sehr empfänglich oder sehr offen sind. Außerdem verhindert deine Arbeit, die sich den ganzen Tag im Büro abspielt, in einer ‚Zu-Hause-Atmosphäre‘, in Anführungszeichen, dass du, wenn du abends gehst, genügend Zeit hast, um Kontakte zu knüpfen.“⁶

Diese Erzählung zeigt, dass auch das Postenleben in einer Botschaft im Gastland, das sich ja gemäß den expliziten Arbeitsinhalten mit dem Etablieren von Kontakten zu Einheimischen (mindestens zu Mitgliedern der nationalen Regierung bzw. Administration des Gastlandes) befasst, als Enklavendasein wahrgenommen werden kann, und zwar als eines, das eine große psychische Belastung darstellt. Die „Einsamkeit“, die hier thematisiert wird, bedeutet keine vollständige soziale Isolation – das „Zuhause“ der Botschaft bietet schließlich Kontakt zu Kollegen-cum-Landsleuten –, aber sie bedeutet kulturelle Isolation insofern, als sich die sozialen Kontakte nicht auf Mitglieder der Gastkultur ausdehnen. Diese kulturelle Isolation wird zum einen auf so etwas wie einen spezifischen kollektiven nationalen Charakter der Verslossenheit oder eine spezifische kollektive nationale Verhaltensweise der Ablehnung kulturell Anderer im Gastland zurückgeführt (Kulturen, die „nicht immer sehr empfänglich oder sehr offen sind“). Zum anderen wird sie mit der Struktur der diplomatischen Arbeit in der Botschaft begründet, die eine räumliche und soziale Konzentration der Aktivitäten auf eine vertraut-heimelige Partikularwelt impliziert. Zu dieser Erzählung bleibt anzumerken, dass das Kontaktknüpfen mit Individuen des Gastlandes per definitionem ein so integraler Bestandteil des diplomatischen Berufslebens ist, dass kein Diplomat „auf Posten“ in einer bilateralen Botschaft tatsächlich um diese Aktivität herumkommen wird; sie lässt sich daher als Verweis darauf lesen, dass Kontakte zu Einheimischen nicht gleich Kontakte zu Einheimischen sind, dass nicht alle beruflich geknüpften und gepflegten Kontakte als geeignet betrachtet werden, „Einsamkeit“ zu lindern.

An diese Darstellung der Distanz zum kulturellen Umfeld „auf Posten“ lässt sich die eines anderen Gesprächspartners anschließen, die verdeutlicht, dass auch häufiger und guter Kontakt mit Menschen des Gastlandes – auch solcher, der ebenso als privat betrachtet wird wie als beruflich – nicht notwendigerweise bedeutet, dass sich ein Diplomat nicht mehr als Fremder in der Gastkultur wahrnimmt. Derselbe Gesprächspartner, der seine Präsenz-Nichtpräsenz in New York schildert, betont im Anschluss an diese Darstellung, sein Aufenthalt auf seinem momentanen bilateralen Posten sei das glatte Gegenteil dieser Nichtpräsenz und Nichtinvolviertheit. Hier habe er nur mit Einheimischen zu tun, kenne die anderen Diplomaten gar nicht, arbeite mit Einheimischen und verbringe seine Freizeit mit ihnen („I go out with them, I go to the movies“). Dennoch äußert er sich an anderer Stelle folgendermaßen:

6 Übersetzt aus dem Spanischen.

UNK: So that [die Möglichkeit eines *going native*] wasn't something you considered relevant or a problem.

D: I must say I never identify to the locals, no. I, I know I'm a foreigner here. I have my own ideas, I don't think I will, no. No, no, I think I keep my own ideas.

Dies erscheint als sehr bestimmte rhetorische Behauptung der eigenen Distanziertheit und der Wahrung eines Bewusstseins von Andersheit, die nicht als Widerspruch zum engen Kontakt mit „locals“ konzipiert wird und erst recht nicht als Problem, als zu überwindender Zustand. Vielmehr evoziert die Darstellung ein als unproblematisch betrachtetes Wissen um den Unterschied, die Nicht-Identität trotz sozialer Nähe, das im Gegensatz zur Idee des unweigerlich drohenden Identifikationsrisikos und des Objektivitätsverlusts von Diplomaten „auf Posten“ steht, welche im vorangegangenen Kapitel erörtert wurde.

Vertrautheit, Kommunikation und Kognition

Den größten Teil des Spektrums der Erzählungen über das Leben „auf Posten“ im Sinne einer Auseinandersetzung mit der fremden Kultur eines Gastlandes bilden jedoch solche Diskurse, die weder ein dauerhaftes Außen-vor-Bleiben oder eine dauerhafte, bewusst aufrecht erhaltene Differenz zu Mitgliedern der anderen Kultur fokussieren noch eine vollständige Assimilation an und Identifikation mit diesen. Sie beschäftigen sich vielmehr mit zahlreichen Voraussetzungen, Formen und Strategien einer *pragmatischen Integration*, die auf ein „Wohlfühlen“ der Diplomaten vor Ort sowie auf eine beruflich und persönlich angestrebte kognitive Durchdringung und Alltagskompetenz, d.h. ein „Kennenlernen“, ein „Verstehen“ der fremden Kultur des jeweiligen Gastlandes, abzielt.

Diejenigen Diplomaten, die schon vor dem Einsatz auf einem bestimmten Posten über irgendeine Form der Erfahrung oder Vertrautheit mit der national definierten Kultur verfügen, auf die sie sich dort beziehen, betonen die sich daraus ergebende besondere Begünstigung ihrer Integration in das entsprechende Gastland. Ein Gesprächspartner beispielsweise beginnt die Geschichte seiner Entsendung „auf Posten“ nach Deutschland mit einer längeren Vorgeschichte über sein mehrjähriges Studium und seine Heirat in Deutschland und äußert später: „Ich lebe hier nun acht Jahre und ich habe sieben Jahre lang in Deutschland studiert, das heißt ich lebe schon *vielen* Jahre lang hier in diesem Land, und ich liebe es, als wäre es mein eigenes.“ Seine eigene Integration „auf Posten“ schildert er gar nicht als Prozess, sondern setzt sie durch die Referenz auf seine Vorgeschichte als selbstverständlich voraus, schildert dafür als Kontrast die Anfangsschwierigkeiten seiner Partnerin:

D: Sie sprach kein Deutsch, sie sprach kein Englisch.

UNK: Das auch nicht?

- D: Sie sprach nur Spanisch, sie kam aus Honduras, außerhalb von Honduras war sie nur in Guatemala gewesen, sie kannte kein anderes Land der Welt. Wir kamen nach Bonn, hatten natürlich kein Haus, sondern wohnten in einem Hotel. Wir kamen im Januar, schreckliche Kälte. Um fünf Uhr nachmittags war es dunkel, und um neun Uhr morgens war die Sonne immer noch nicht aufgegangen. Und dann, tja, ich kannte das schon, aber sie nicht. Und sie war sehr deprimiert.⁷

Schwierig ist das Einleben in ein Gastland nach dieser Erzählung zumindest zu Beginn, wenn wichtige Elemente, die das Alltagsleben dort bestimmen, noch unvertraut sind: Die physischen Lebensbedingungen sind ungewohnt und abschreckend – gerade ein kaltes Klima wird auch in diplomatischen Diskursen zuweilen mit menschlich-sozialer Kälte assoziiert –, und es fehlt die formale sprachliche Kompetenz zur Interaktion und Verständigung mit der sozialen Umgebung, so dass man zunächst gleichsam zur Sprachlosigkeit im öffentlichen Raum verdammt ist. Sind diese Elemente jedoch von Anfang an aus früheren Lebensphasen vertraut, so wird im Umkehrschluss suggeriert, gibt es keine Schwierigkeiten beim Einleben, die der Rede wert wären.

Da viele Diplomaten aber zumindest mit einem Teil ihrer Gastländer und der konkreten Sprachen, in denen sie sich irgendwann „auf Posten“ zurechtfinden müssen, nicht schon vor ihrem Einsatz eng vertraut sind, liegt der Schwerpunkt in der Darstellung von Strategien der Akkulturation auf solchen Einstellungen, Verhaltensweisen, Praktiken, die sich *während* des Aufenthalts im Gastland realisieren lassen. Viele dieser Strategien werden in einem normativen Modus formuliert, im Stil von „ein Diplomat muss“, „man sollte“, „man darf nie“, und ließen sich in dieser Hinsicht geradezu zu einem ‚Diplomatischen Handbuch für gelungenes Einleben in eine Gastkultur‘ zusammenfassen.

Ein großer Teil dieser Strategien dient einem häufig von verschiedenen Informanten formulierten übergreifenden Ziel, ein Land „in seiner Gesamtheit kennen zu lernen“. Dieses holistische Konzept kann sich auf unterschiedliche Ebenen beziehen, auf denen ein Gastland bzw. die ihm zugeordnete Nationalkultur als nur fragmentarisch oder eben als ganzheitlich erschließbar betrachtet wird.

Eine Ebene thematisiert wiederum das Aneignen konkreter kommunikativer Kompetenzen in Form der spezifischen Landessprache, wie diese Erzählungen zeigen:

„Hab auch relativ gut Arabisch nachher gesprochen, das, das macht dann schon nen Unterschied, wenn man so’n bisschen was mitkriegt, was in den Medien läuft und im Radio und so und dann nicht nur irgendwie ein Kauderwelsch hört, sondern auch versteht, was da sich so abspielt. [...] Wir ham halt doch, ähm, wenn Sie eben mit den Leuten zunächst mal zumindest den Eingang ins Gespräch auf Arabisch machen können, das, das schafft dann halt ne ganz andere Atmosphäre. Also, ich finde es schon wichtig, dass man ein Land in seiner Gesamtheit aufnehmen kann. Also in Ägypten ist mir das, glaube ich, ganz gut gelungen, mit Ausnahme jetzt der Sprache,

7 Übersetzt aus dem Spanischen.

die ich zwar, ähm, im Wort beherrscht habe, aber nicht in der Schrift. Und, ähm, da fehlt Ihnen schon was, wenn Sie eben ein Land dann nicht, also wenn Sie die Zeitungen nicht lesen können, äh, und auch so beim Fahren durch die Straßen doch diese Schriftzeichen sehen und nicht alles verstehen, wenn nicht gerade das Logo erkennbar ist, dann, dann finde ich schon, das fehlt.“

„Also oft isstes so, dass auch sogar dann ein Diplomat zwei, drei, vier, fünf Jahre in einem Land ist, und er geht immer mit einem Dolmetscher, ja? Der verpasst aber sehr viel. Denn der kann nicht jede Minute dem Dolmetscher sagen: ‚So, was steht da, was hat der andere gesagt?‘ und so – irgendwo ist eine Grenze, ja? Das soll man immer versuchen.“

Die Sprache des Gastlandes hat hier den Status eines zentralen Mediums der Kommunikation und der Kognition. Zum einen ermöglicht ihre kompetente Verwendung gemäß der ersten Erzählung das Etablieren einer günstigen „Atmosphäre“ in der Kommunikation mit Mitgliedern der Gastkultur: Die soziale Interaktion wird erleichtert, indem signalisiert wird, dass diese dem Diplomaten eine gewisse Mühe wert ist und dass die Möglichkeit eines echten wechselseitigen Verstehens gegeben ist. Zum anderen ermöglicht das Beherrschen der Sprache gemäß beiden Darstellungen eine kognitive Durchdringung der Gesamtheit semantischer Elemente der visuellen und akustischen Umwelt. Während an dem Diplomaten, der des Schriftsystems und möglicherweise auch der verbalen Sprache, die ihn umgibt, nicht mächtig ist, das sprachlich verfasste Zeichenförmige der Umwelt gleichsam abprallt, gelingt es demjenigen, der über das System verfügt, die Bedeutung dieser Zeichen unmittelbar sinnlich aufzunehmen und kognitiv zu erschließen.

Die andere dominante Ebene des Konzepts der „Gesamtheit eines Landes“ bezieht sich auf die Wahrnehmung eines Gastlandes als zusammengesetzt aus vielen unterschiedlichen Fragmenten, in geographischer ebenso wie in sozialer Hinsicht, die in ihrer Unterschiedlichkeit erfahren werden müssen, um sagen zu können, man habe ein Land „wirklich kennen gelernt“. Die am häufigsten thematisierte Zusammensetzung eines Gastlandes aus unterschiedlichen Teilen kombiniert die geographische mit der sozialen Differenzierung und setzt den unmittelbaren alltäglichen Lebens- und Arbeitsort des Diplomaten, die Hauptstadt⁸, gegen das übrige Gastland außerhalb der Hauptstadt, insbesondere gegen das „Land“ (als Opposition zu „Stadt“) oder die „Provinz“. Diese Differenzierung richtet sich gegen die als inadäquat und geradezu moralisch verwerflich betrachtete Wahrnehmung derjenigen Diplomaten, die „nur in der Hauptstadt von einem Land leben“. Deren Perspektive unterstelle, die Hauptstadt „spiegel[e] das wider, was das restliche Land ist“, und betrachte sie im Sinne einer Synekdoche unkritisch als ein verdichtetes Abbild des ganzen Landes.⁹

8 Im Falle von Posten an Konsulaten auch andere politisch und wirtschaftlich bedeutende Städte des jeweiligen Landes.

9 Manche Diplomaten betonen, sie seien sich bewusst, dass sie keinen Zugang zu so etwas wie einem repräsentativen Querschnitt durch die Menschen, Lebensformen, Perspektiven des Gastlandes hätten; die vordringlichste diplomatische

Diese synekdochenhafte Wahrnehmung gilt manchen Informanten als spezifisches Merkmal einer bestimmten Gruppe von Diplomaten, nämlich der Botschafter. In ihren Darstellungen wird eine fragmentarische bzw. eine ganzheitlich-diversifizierte Wahrnehmung eines Gastlandes an die Position in der beruflichen Statushierarchie geknüpft, wie die Gegenüberstellung ‚Botschafter versus Referenten‘ eines Gesprächspartners zeigt. Darin erscheinen die Botschafter durch ihre Repräsentationspflichten an eine nicht abreißende Kette sozialer Veranstaltungen in der Hauptstadt gebunden, auf denen sie sich in beschränkten und unveränderlichen Zirkeln stets gleicher Kontaktpartner bewegen: „Da findet dann Meinungsaustausch auch statt, man erfährt das eine oder andere, aber es dreht sich doch immer im gleichen Kreis.“ Die Individuen, die diese Kreise bilden und die – wie die Botschafter selbst – im Sinne einer sozialen Definition die Hauptstadt versinnbildlichen, beschreibt ein weiterer Diplomat als diejenigen, die entweder selbst die politische Macht im Land verkörpern oder sich doch zumindest „in der Nähe von der Macht“ bewegen, von dieser profitieren und in der Regel die Einschätzung der Situation ihres Landes teilen, welche von der jeweils aktuell amtierenden Regierung vertreten wird. Das übrige Land, die „Provinz“, wird dagegen sowohl mit anderen hierarchisch und thematisch klassifizierten Gruppen von Diplomaten identifiziert als auch in Bezug auf die Einheimischen sozial als Gegensatz zur Hauptstadt definiert. Was also die Diplomaten betrifft, so werden den hauptstadtgebundenen, stationären Botschaftern in dieser Darstellung die verschiedenen fachlich bestimmten, mobilen Referenten gegenübergestellt. Den (politischen, Kultur-, Presse- u.a.) Referenten mit ihren unterschiedlichen aufgabenspezifischen „Wahrnehmungen“ ist hier gemein, dass sie „ins Land fahren“, „im Land unterwegs sind“. Mit diesen Erzählungen wird gleichzeitig das Bild einer auf politisch-wirtschaftliche Konzentrationspunkte beschränkten räumlichen Mobilität im Ausland, wie es im vorangegangenen Kapitel skizziert wurde, modifiziert. Was die soziale Definition des „Landes“ oder der „Provinz“ jenseits der Hauptstadt mit ihren Zirkeln politischer Macht betrifft, so wird es oder sie mit Menschen identifiziert, die den Regierungsaktivitäten in der Hauptstadt „kritisch“ gegenüberstehen, Menschen, die keine Entscheidungsgewalt in diesem Land besitzen, sondern „gewöhnliche Menschen von der Straße“ sind, die alltägliche Sorgen haben, welche in der Hauptstadt kein Gehör finden.¹⁰

Aufgabe bestehe aber nun einmal darin, sich mit den Aktivitäten der jeweiligen nationalen Regierung und Administration des Gastlandes auseinander zu setzen, in „talking to people in ministries“.

- 10 Die Frage des Kontakts zu Menschen „von der Straße“ ist auch im Austausch von Diplomaten ‚unter sich‘ relevant, wie dieser Auszug aus einem E-Mail-Forum von Mitgliedern (und deren Angehörigen) des US-amerikanischen Foreign Service zeigt: „Another thing that Newt Gingrich [ehem. Sprecher des US-Repräsentantenhauses, U.N.K.] criticized was the tendency for our diplomatic corps to only talk to their ‚contacts‘ and neglect the more basic idea of just going out and getting to know ordinary folk – the ‚street‘. [...] I think that the nature of

Strategien sozialer Interaktion

Andere Darstellungen zu Strategien der Akkulturation, die in ein ‚Diplomatisches Handbuch für gelungenes Einleben in eine Gastkultur‘ gehören könnten, beziehen sich vorrangig auf erstrebenswerte Formen der Kommunikation und Interaktion mit Mitgliedern der Gastkultur. Eine Regel für erfolgreiches Etablieren und Pflegen von Beziehungen im Gastland lautet zum Beispiel: „man muss sich schon selber mit seiner eigenen Person einbringen“, und zwar im Sinne einer ganzheitlichen, auch körperlich zu verstehenden Hingabe. Es ist nämlich nicht nur wichtig, so die Rede, überhaupt viel Zeit – durchaus auch als „Freizeit“ rubrizierte Zeit – in die Beziehungspflege zu investieren, sondern sich trotz etwaigen physischen Unbehagens dabei voll auf die indigenen Formen klassischer Konsumsozialität einzulassen, Speisen, Getränke und andere Genussmittel in ungewohnter Form oder zu ungewohnten Zeiten zu sich zu nehmen (so etwa „morgens um acht oder um halb neun auf nüchternen Magen ein Glas Slibowitz“), um die Gastgeber nicht zu brüskieren.¹¹

Weitere zentrale Regeln beziehen sich insbesondere auf die verbale Interaktion zwischen entsandten Diplomaten und den Mitgliedern der national definierten Kultur ihres Gastlandes. Diese Regeln zielen durchweg darauf ab, diskursiv die absolute politische, soziale und moralische Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit der Akteure und damit die der nationalstaatlichen und nationalkulturellen Entitäten, als deren Repräsentanten sie auftreten, zu etablieren. Solche explizit oder implizit vorgeschriebenen Bemühungen werden nicht immer unternommen – sind auch nicht immer realisierbar – bzw. erreichen nicht immer ihr Ziel.¹² Ein Informant etwa, ein Vertreter eines kleineren lateinamerikanischen Staates, diagnostiziert eine unerbittliche Hierarchisierung der in Deutschland akkreditierten Diplomaten auf der Basis der durch die deutsche Administration festgelegten politischen und/oder wirtschaftlichen Bedeutung ihres Staates für Deutschland. Für den Informanten manifestiert sie

the problem is varied (as in all industries, there are some who just couldn't be bothered to do this), but in many cases ultimately comes down to the extreme degree of *understaffing* at the less glamorous embassies – there's just no time to measure the ‚street‘ in addition to all the rest of the stuff that has to be done.“ (Herv. im Orig.)

11 Zu den vielfältigen Risiken, mit denen sich Diplomaten in Gastländern „bei Tisch“ konfrontiert sehen, vgl. Skalník (2002).

12 Eine subtilere Problematik, die von den Gesprächspartnern selbst nicht thematisiert wird und hier nur am Rande angemerkt werden soll, steckt zuweilen direkt in der Formulierung der Interaktionsregeln, die auf kulturelle Sensibilität und kulturelle Gleichrangigkeit abzielen sollen, sich aber selbst ad absurdum führen können. Dies ist etwa der Fall in der Bemerkung eines Informanten, es sei ohnehin generell, „aber gerade in Afrika“ ungeheuer wichtig, die Mitglieder der Gastkultur mit Respekt und als ebenbürtig zu behandeln. Eine kritische Interpretation dieser Maxime müsste die Frage aufwerfen, welche Annahmen über ‚ontologische‘ Differenzen, und ginge es nur um solche bezogen auf das Bedürfnis nach Respekt, dieser Betonung zugrunde gelegt werden.

sich beispielsweise darin, dass Vertreter mancher Staaten (so etwa die Israelis oder Saudi-Arabiens), wenn sie im Auswärtigen Amt um einen Gesprächstermin bäten, innerhalb weniger Stunden zumindest einen Staatssekretär oder Staatsminister treffen könnten, wenn nicht den Außenminister oder gar den Bundeskanzler persönlich. Vertreter anderer Staaten hingegen (beispielsweise die vieler lateinamerikanischer Staaten, insbesondere der kleineren), so die Rede, müssten sich dagegen mit einer Unterredung mit dem zuständigen Referatsleiter begnügen. Es handelt sich demnach um eine Hierarchisierung, die den repräsentativen Status der Diplomaten als eine vollständige Verkörperung betrachtet, indem sie die konkrete Botschafterperson und das Land, das sie vertritt, in eins setzt. Die Wirkung dieser ungleichen Behandlung auf den Informanten: „Wir in Lateinamerika beginnen uns klein zu fühlen. Wir leiden.“¹³

Als Regel existiert das diskursive Etablieren von Gleichrangigkeit dessen ungeachtet. Sie bezieht sich insofern direkt auf Strategien des Einlebens in einem Gastland, als dieses Signalisieren von Gleichrangigkeit als einzige Möglichkeit konzipiert wird, bei den Angehörigen des Gastlandes nicht auf Ablehnung zu stoßen. Zum Signalisieren von Gleichrangigkeit gehört, dass man sich mit Kritik am Gastland ebenso zurückzuhalten hat wie mit Lobeshymnen auf das eigene Heimatland:

„Wenn ich hochmütig denke, ich bin überlegen gegenüber den anderen und auch von Volk zu Volk, ja, das kenn ich – [...] es gibt schon Menschen: ‚Ach, hier ist das alles so schlecht, und hier sind die Menschen so, und hier –‘, und die kritisieren alles. Die merken nicht, dass sie dadurch eine große Wand, eine Mauer vor sich bauen, ja, und damit machen sie auch, dass der Gegensprecher, also der andere, irgendwie, die spüren das [...], und dann diese Menschen haben, bilden ja auch wiederum so eine Art Mauer, so eine Schall-, also, und das, da soll man ganz vorsichtig sein, man soll irgendwie mit der Haltung kommen: Mensch, ich will das kennen lernen. [...] Wenn ich komme und sage: ‚Hier, mein Land ist das, und das beste, und wir ham –‘, dann im Gegenteil, dann werden die Leute sagen: ‚Ach, was für ein Unsympathischer, der glaubt, er ist irgendwie was!‘“

Sowohl Kritik – zumindest pauschale und grundsätzliche Kritik – am Gastland als auch ein allzu nachdrückliches Verweisen auf die Vorzüge der eigenen nationalstaatlichen und nationalkulturellen Entität, die der Diplomat zu repräsentieren hat, können also die Kommunikation mit den Mitgliedern der Gastkultur gänzlich zum Erliegen bringen, können laut dieser Warnung eine wechselseitige Blockierung provozieren und eine unüberwindbare Distanz zwischen dem Diplomaten und seinen lokalen Gesprächspartnern schaffen. Als förderlich für die erfolgreiche Kommunikation gilt hier stattdessen das Demonstrieren einer unvoreingenommenen und prinzipiell wohlwollenden Neugier.

Ein weiterer wichtiger Aspekt diplomatischer Akkulturation im Gastland bezüglich der Gestaltung sozialer Beziehungen ist das Knüpfen nicht nur beruflicher, sondern auch privater sozialer Beziehungen zu Mitgliedern der

13 Übersetzt aus dem Spanischen.

Gastkultur. Die wird mitunter weniger als bewusste Strategie denn als ein mit dem bloßen Fortschreiten der „auf Posten“ verbrachten Zeit einhergehender natürlicher Prozess konzipiert und bildet einen diskursiven Gegensatz zur obigen Schilderung eines ‚Enklavendaseins‘ in der Botschaft.

Zu dem Konzept der privaten sozialen Beziehungen ist erneut zu betonen, dass die klassischen Formen der Sozialität, die entsandte Diplomaten untereinander (das heißt mit ihren Kollegen aus anderen Staaten) und mit Vertretern ihres Gastlandes pflegen – die sprichwörtlichen Lunches, Empfänge, Diners, Cocktails oder die schnellen Treffen zum Kaffeetrinken –, die Grenzen zwischen beruflich-sachlicher und privat-freundschaftlicher Interaktion verwischen. Berufs- und zweckorientierte Kommunikation wird verknüpft mit klassischen Freizeitkontingenten und mit gemeinschaftlichem leiblichem Genuss. „Also, das Privatleben und das Arbeitsleben haben hier keine klare Grenze, nicht? Das eine spielt in das andere hinein und umgekehrt“¹⁴, wie eine Informantin reflektiert. Dies bedeutet, dass als privat konzipierte Beziehungen nicht notwendigerweise als Gegensatz zu beruflichen Beziehungen betrachtet werden, sondern als ein bestimmter Interaktionsmodus innerhalb übergreifender sozialer Beziehungen. So ist dieser private Interaktionsmodus kaum empirisch, wohl aber analytisch aus dem gesamten Beziehungsgeflecht extrahierbar als ein Modus, der über eine konventionell ohnehin erwartete private Involviertheit in die Bewältigung beruflicher Aufgaben hinausgeht. Im Sinne eines Beispiels für eine unkonventionelle Qualitäten annehmende Interaktionsform innerhalb einer beruflich-privaten Beziehung, deren Gestaltung wesentlich zur sozialen Integration und zum „Wohlfühlen“ im Gastland beigetragen habe, schildert ein Gesprächspartner etwa ein gemeinsames Weihnachtsfest. Ein Minister des Gastlandes, zu dem er guten Kontakt gehabt habe, habe „an Heiligabend einfach unangemeldet mit seiner Frau vor der Tür gestanden“, und dann habe man eben ganz ungeplant zusammen Weihnachten gefeiert.

Daneben ergeben sich gemäß den Erzählungen auch für Diplomaten solche Beziehungen zu Mitgliedern der Gastkultur, die tatsächlich als rein privat betrachtet werden und mit Menschen geknüpft werden, mit denen es nicht gleichzeitig berufsbezogene Interaktionsmodi gibt, an die man „gar nicht als Diplomat rangeht“, wie ein Gesprächspartner betont. Solche privaten Beziehungen können aus gewissen vorkonfigurierten Kontaktmöglichkeiten entstehen, die sich für Diplomaten insofern ergeben, als sie über Jahre hinweg in einem Gastland nicht nur alltägliche Arbeitsfunktionen ausüben, sondern auch grundlegende Lebensfunktionen, die sich von denen ihrer Umgebung nicht unterscheiden. So bewohnen Diplomaten beispielsweise Wohnungen oder Häuser, in denen sie sich außerhalb ihrer Arbeitszeiten aufhalten, und kommen darüber mit ihren Nachbarn in Kontakt, denen sie ihrerseits primär als Nachbarn entgegentreten und mit denen sich freundschaftliche Beziehungen

14 Übersetzt aus dem Spanischen.

entwickeln können.¹⁵ Weiterhin leben viele Diplomaten – ungeachtet der im vorangegangenen Kapitel ausgeführten Wahrnehmung, es sei unmöglich, das diplomatische Arbeitsleben mit einer befriedigenden Partnerschaft oder einem befriedigenden Familienleben zu vereinbaren – nicht als Einzelpersonen „auf Posten“, sondern als Teil eines Paares bzw. als Mitglied einer Familie. Da ihre Angehörigen eigenen Alltagsaktivitäten nachgehen und eigene soziale Beziehungen knüpfen (Kinder beispielsweise Freundschaften mit Schulkameraden), kann auf diese Weise nach dem Schneeballprinzip auch für die Diplomaten selbst ein weiteres „soziales Umfeld“ entstehen.¹⁶

Was den Schulbesuch und die dort entstehenden sozialen Beziehungen der begleitenden Diplomatenkinder betrifft, so weist die Bemerkung eines Gesprächspartners auf zwei entgegengesetzte Strategien für deren soziale Integration „auf Posten“ hin: „Mein Sohn geht auf eine deutsche Grundschule, er ist nie auf eine internationale oder eine amerikanische Schule gegangen, immer auf eine normale deutsche Schule.“¹⁷ Die eine, hier energisch favorisierte Alternative impliziert die tägliche Auseinandersetzung mit Individuen und Bildungsinhalten des lokalen Systems des Gastlandes; die andere impliziert die tägliche Auseinandersetzung mit gewissen international einheitlich kanonisierten („internationale Schule“) oder zumindest in Bezug auf bestimmte formale Kompetenzen (englische Sprache) international verwendbaren Bildungsinhalten („amerikanische Schule“) sowie den Kontakt mit Individuen, die sich ihrerseits für begrenzte Zeit vor Ort aufhalten. Eine dritte Möglichkeit gibt es darüber hinaus für diejenigen Diplomaten, deren Entsendestaaten Schulen in anderen Staaten unterhalten und die somit ihre Kinder dort etwa auf „deutsche Schulen“ oder „British Schools“ schicken können, was die alltägliche Einbettung in die eigene Sprache, in das eigene Schulsystem und in Beziehungen überwiegend zu Landsleuten impliziert. Die Vermutung, dass diese drei Alternativen der schulbezogenen Alltagsgestaltung von Diplomatenkindern für analoge Optionen bezüglich der gesamten Lebensgestaltung und soziokulturellen Orientierung von Diplomaten „auf Posten“ stehen könnte, liegt nahe; als reflektierte Optionen erscheinen sie jedoch nur für Diplomatenkinder, da für Diplomaten auf bilateralen Posten die Orientierung auf Mitglieder der Gastkultur die integrale Arbeits- und Lebensmaxime darstellt.

15 Die 2003 und 2004 mehrmals auftauchenden Nachrichtenmeldungen zu in Saudi-Arabien verübten Selbstmordanschlägen auf Wohnanlagen für westliche Ausländer weisen darauf hin, dass es durchaus auch Wohnarrangements gibt, in denen Ausländer in einem Land – darunter mutmaßlich auch Diplomaten – räumlich segregiert leben und keine einheimischen Nachbarn zu Gesicht bekommen. Die Informanten dieser Studie nahmen auf diese Praxis keinen Bezug; vgl. aber etwa für in der Finanzwirtschaft tätige „expatriates“ Beaverstock (2002).

16 Vgl. insbesondere Wagner (1998: 163ff.) und Weyland (1997) zur zentralen Rolle der Ehefrauen in diesem Prozess.

17 Übersetzt aus dem Spanischen.

Kompetenzerwerb und Expertentum

Eine gewisse pragmatische Integration im Sinne einer kognitiven Orientierung auf Mitglieder der Gastkultur erscheint in den Erzählungen nicht nur als privates Vergnügen oder Problem des Diplomaten; das diplomatische Berufsethos etabliert sie darüber hinaus als Pflicht im Sinne einer kumulativen professionellen Kompetenzbildung. Das Einlassen auf eine fremde Kultur in einem Gastland ist nie zweckfrei, so die Rede, ja, nicht einmal nur in Bezug auf die Bewältigung der aktuellen Aufgabe zweckgebunden. Stattdessen wird es schon mit Blick auf weitere Einsätze angestrebt. Habe man beispielsweise einen bilateralen Posten in „Asien“ absolviert, so ein Diplomat, und habe man dort das, „was das Leben der Menschen prägt“, kennen gelernt, beispielweise ihre „Religion“, so „wisse“, ja, „fühle“ man, könne man also kognitiv und emotional erfassen, was eben „Religion“ für diese bedeute. Wenn man dann später beispielsweise auf einem multilateralen Posten wieder mit Vertretern dieser kulturellen Entität „Asien“ zusammentreffe, so sei man in der Lage, die eigenen Kommunikations- und Verhandlungsformen gleichsam kultursensitiv auf sie abzustimmen. Das kognitive Einlassen auf eine – in diesem Fall ‚kontinental‘ bestimmte – Kultur unterliegt also einer Funktionalisierung mit Blick auf potentiell wiederkehrende Konstellationen interkulturellen Kontakts.

In eine ähnlich pragmatische und zweckorientierte Richtung gehen wiederum auch Narrative, die sich weniger auf die Diplomaten selbst beziehen als vielmehr auf ihre Familienangehörigen, insbesondere auf ihre Kinder. Mit Blick auf deren Erziehung, deren Lebenslauf betrachten manche Diplomaten – in dieser Studie kamen insbesondere zwei Lateinamerikaner darauf zu sprechen – das Leben „auf Posten“ im Gastland nämlich unter anderem als eine Gelegenheit, ihnen den Erwerb wertvollen kulturellen Wissens zu ermöglichen, und zwar sowohl im Sinne formal erlernbarer Kompetenzen als auch im Sinne verkörperter Erfahrungen, verkörperter Vertrautheit. Ein Diplomat, der über seinen Sohn spricht, führt dies besonders nachdrücklich vor Augen:

„Er spricht perfekt Deutsch, und Spanisch auch, denn das sprechen wir zu Hause, so dass er vollkommen zweisprachig ist. Er ist ein Kenner der deutschen Kultur, wird bald zwölf Jahre alt. Er hat gelernt, die schönen Dinge in Deutschland zu genießen wie zum Beispiel Richard Wagner, nicht, das heißt er geht mit einer hervorragenden Ausbildung.“¹⁸

In dieser Erzählung wird ein regelrechtes Expertentum des Diplomatenkindes evoziert („Kenner“), ein Expertentum nicht nur im Beherrschen der konkreten Sprache des Gastlandes, sondern ebenso im souveränen Konsum, der souveränen Wertschätzung von Produkten der Hochkultur, der ‚schönen Künste‘ des Gastlandes. Da diese als Elemente nicht nur eines klassischen Kulturkanons dieser Gastkultur, sondern ebenso eines als universal konzipierten Kulturka-

18 Übersetzt aus dem Spanischen.

nons („klassische Musik“) gelten, können sie allgemein als erstrebenswerte „(Aus-)Bildung“ („*formación*“) betrachtet werden.

Ein weiteres, noch etwas anders nuanciertes Konzept von kulturellem Expertentum bezieht sich wiederum auf die Diplomaten selbst; anders nuanciert ist es insofern, als es nicht auf eine Kumulation formaler Kenntnisse und erlebter Erfahrungen abzielt, die den Zweck einer weiteren Verwendung in der Zukunft zu erfüllen haben. Stattdessen betont es das aktuelle Genießen epistemischer Privilegien in der Gestaltung des Lebens „auf Posten“. Dieses Konzept verweist auf die Differenz diplomatischer Möglichkeiten des Erschließens des Lebens in einem Gastland zu den Möglichkeiten anderer Fremder, die sich ebenfalls zeitlich befristet in einem Land aufhalten. Hier kommt ein weiteres Mal der Vergleich mit touristischen Formen der Präsenz in einem Gastland ins Spiel, diesmal allerdings in Form einer expliziten Abgrenzung. So stellt ein Gesprächspartner das Bild eines touristischen Aufenthalts von „zwei Wochen im Hotel“, eines Aufenthalts, der eine Ausnahmelebensform darstellt, kein Zuhause bietet, der sich auf für eben solche kurzfristigen Aufenthalte vorkonfigurierte Räume beschränkt, kontrastiv seiner eigenen Lebensform gegenüber. Diese beinhaltet direkten „Kontakt mit den Menschen“ und impliziert, dass „man ja dann normal lebe“, indem man sich quasi im Sinne einer Mimesis der lokalen Bevölkerung Tag für Tag auf denselben Routen bewege wie diese und den gleichen alltäglichen reproduktiven und Freizeitaktivitäten nachgehe: „Wir leben hier wie alle anderen auch nach Feierabend, gehen ins Kino und einkaufen.“ Und ein anderer Diplomat formuliert:

„Du hast nun die Gelegenheit, die Kultur, die Personen bis in die Tiefe kennen zu lernen, das ist eine andere Perspektive. Aber es ist keine, die Reise ist nicht touristisch, nicht? Nun, es ist eine völlig andere Perspektive, und, klar, du hast die Gelegenheit, Kulturen von innen kennen zu lernen.“¹⁹

Die Differenz in der Intensität diplomatischer gegenüber touristischen Möglichkeiten der kognitiven Auseinandersetzung mit Bedeutungsmustern, Praktiken und Individuen in einem Gastland ist hier in klassische räumliche Metaphern gefasst: Während der touristische Aufenthalt, die touristische sinnliche Wahrnehmung und kognitive Durchdringung an der Oberfläche und außen vor bleiben, so die Implikation, dringt der Diplomat in eine kulturelle Entität ein, überwindet eine Grenze, erhält das Privileg, sich im Inneren dieser Entität zu bewegen und so eine emische Perspektive einzunehmen.

„Ergriffenheit“

Nach der Darstellung diplomatischer Formen der Nichtinvolviertheit in die kulturelle Umgebung „auf Posten“ sind bis hierhin verschiedene Formen der aktiven Involvierung in diese Umgebung erläutert worden, die auf ein „Wohl-

19 Übersetzt aus dem Spanischen.

fühlen“ „auf Posten“ abzielen sowie auf das Erlangen von „Verstehen“ bezogen auf die nationale Kultur eines Gastlandes. Um das Spektrum der Akkulturation abzuschließen, ist schließlich auf das als ‚Ergriffenheit‘ bezeichnete Extrem einer starken Involviertheit einzugehen. Die darauf bezogenen Erzählungen sprechen weniger von diplomatischen Aktivitäten als vielmehr von Dingen, die mit einem Diplomaten geschehen (können), Prozessen, denen er sich passiv – und häufig, trotz der Konnotation der Gefahr, willig, sogar freudig – ergibt und die nicht bewusst zu steuern sind. Genau genommen beziehen sich die Diskurse nicht auf diese Prozesse selbst, sondern auf ihren Effekt, auf den erreichten Zustand der ‚Ergriffenheit‘. ‚Ergriffenheit‘ ist dabei der von mir gewählte Oberbegriff für diesen Zustand, der verschiedene Begriffe der Gesprächspartner wie „Prägung“ oder „angesteckt worden sein“ zusammenfasst. Diese evozieren starke Bilder, die – mit unterschiedlichen Konnotationen von physischer Kraft und Krankheitsübertragung – in ihrer saloppen Alltagsverwendung die passive Rolle individueller *agency* in diesen Prozessen unterstreichen.

Es gibt zwar Verweise darauf, dass eine solche ‚Ergriffenheit‘ nicht nur in eine ‚positive‘, zuneigungsbetonte Richtung gehen kann, sondern ebenso in eine ‚negative‘, abneigungsbetonte (vgl. die Diskussion um den Erhalt professioneller „Objektivität“ im vorangegangenen Kapitel, S. 45ff.). Dennoch – die *political correctness* mag ein taktvolles Verschweigen der entgegengesetzten Richtung gebieten – beziehen sich die Erzählungen konkreter persönlicher Erfahrungen der Informanten von Involviertheit und Distanzaufgabe stets auf das Erleben zuneigungsbetonter Identifikation mit der kulturellen Umgebung „auf Posten“, wie sie etwa diese Stimme eindringlich formuliert:

„Es ist halt die Gesamterfahrung aus diesen fünf Jahren. Jedes einzelne Gespräch ist eben so ein kleines Teilchen im Mosaik. Die Gespräche mit Palästinensern, die Gespräche mit israelischen Arabern, ähm, die Gespräche mit Regierungsvertretern, aber mit einfachen, mit einfachen Bürgern. [...] Es ist so alles, die Hoche und Tiefe, also, wenn Sie erlebt hat, wie so ne palästinensische Stadt befreit worden ist und wie dann plötzlich aber nach dem nächsten, wieder n Bombenanschlag ist, wo es Sie hätte auch treffen können, weil es da ist, um die Zeit, wo Sie eigentlich nach der Arbeit oft mal einkaufen gegangen sind, und sich denken, hupps, heute warste nicht da, sondern was anderes, ähm ... [seufzt und schweigt einige Sekunden] Es ist natürlich auch die Privaterfahrung, also ich meine die Erfahrungen in der Familie meines Freundes oder so, ähm, die jüdischen Traditionen [...], das Abendessen vor dem Schabat. [...] Das ist halt auch fünf Jahre Erfahrung dort, das sind eben Eindrücke, äh, Dinge, die auch einfach durch die Brille gesehen werden und die man, die man mit seinem Erfahrungsschatz aufnimmt, die einen als Mensch prägen und die einen auch in einem gewissen Lebensabschnitt prägen.“

Diese Erzählung fächert auf, welche Arten von Erfahrungen eine ‚Ergriffenheit‘ von der kulturellen und sozialen Umgebung bewirken können, und verdeutlicht die Intensität der Wirkung dieser Erfahrungen auf das Individuum. Zunächst handelt es sich um einen Komplex von Erfahrungen, dessen kontinuierlich über einen Zeitraum von mehreren Jahren akkumulierte kleine und kleinste Elemente nicht unabhängig voneinander sinnstiftend sind. Stattdessen

fügen sie sich zu einem Ganzen („Mosaik“), das auch als Ganzes ‚gelesen‘ werden muss. Schließlich wird hier die Zentralität der verbalen direkten Interaktion mit den Angehörigen des Gastlandes betont, und zwar mit einer Vielfalt von Angehörigen, die in dieser Entität jeweils unterschiedliche Rollen einnehmen und denen unterschiedliche Perspektiven auf das gemeinsame Alltagsleben zugeschrieben werden. Weiterhin handelt es sich um einen Diskurs der Empathie, der Erfahrung von Gemeinschaft, und zwar Gemeinschaft besonders im Sinne einer Schicksalsgemeinschaft: Die Diplomatin teilt die Freude ihrer einheimischen Kontaktpartner über eine bestimmte politische Entwicklung ebenso wie sie deren Enttäuschung, Wut und Trauer über eine andere teilt. Tatsächlich teilt sie, so die Darstellung, nicht nur deren Emotionen, sondern sie teilt deren Schicksal in einem durch und durch körperlichen Sinne, sieht sich denselben physischen Gefährdungen ausgesetzt wie diese, denen sie nur knapp entkommt. Darüber hinaus erlebt sie die Integration in enge, in familiäre soziale Beziehungsgeflechte, wird einbezogen in zentrale, das religiöse ebenso wie das Alltagsleben strukturierende Rituale, die in dieser familiären Gemeinschaft praktiziert werden. Schließlich betont diese Erzählung die nicht replizierbare Individualität des Erfahrungskomplexes, die im Begriff der „Brille“ aufscheint, dem Begriff einer gerichteten sinnlichen Wahrnehmung der Umwelt, die bestimmt ist durch spezifische Blickwinkel, spezifische Konfigurationen von Dingen, die gesehen werden können, und Dingen, die nicht gesehen werden können. Nicht deutlich wird hier, ob betont werden soll, dass die Diplomatin schon mit ihrer individuellen „Brille“ auf der Nase ankommt oder dass sich über die Jahre ihres Aufenthalts „auf Posten“ eine individuelle „Brille“ erst herausbildet. Unabhängig davon, ob die individuellen Erfahrungen im Gastland nun schon von vornherein durch eine präkonfigurierte „Brille“ gesehen werden oder ihrerseits erst eine bestimmte Wahrnehmungsweise konstituieren, haben sie, so wird in der Schlusspassage unterstrichen, eine so gewaltige Wirkung auf die Diplomatin, dass sie als buchstäblich konstituierend für ihre Persönlichkeit, ihre Individualität, ihr ganzes Wesen gelten dürfen – sie wäre ontologisch eine andere ohne diese Erfahrungen. Sie wäre außerdem eine andere, so wird hier noch impliziert, hätte sie diese Erfahrungen in einer anderen Phase ihres Lebens gemacht – oder sie hätte überhaupt von vornherein andere ihre Persönlichkeit konstituierende Erfahrungen gemacht, hätte sie sich in einer anderen Lebensphase befunden. Diese Auffassung ist im Zusammenhang damit zu sehen, dass dieselbe Diplomatin an anderer Stelle darauf hinweist, sie sei an das Einleben auf diesem Posten, der ihr erster regulärer Auslandsposten gewesen sei und den sie mit etwa Mitte zwanzig absolviert habe, „ein bisschen unbedarfter rangegangen“ als an spätere. Nach Erfahrungen der Schwierigkeit, auf vorangegangenen Posten geknüpfte Kontakte zu halten, habe sie sich später ihrer Umwelt etwas zurückhaltender genähert.

Diese Erläuterung legt nahe, dass eine starke kulturelle, soziale und emotionale Involviertheit in die Gastkultur als spezifisch für junge Diplomaten bzw. spezifisch für die erste Akkulturationserfahrung betrachtet wird. Diese

Deutung wird unterstützt durch mehrere Einlassungen anderer Informanten, die darauf hinweisen, es existiere das Phänomen der „Prägung“ eines Diplomaten durch seinen ersten Posten. Diese „Prägung“ bedeutet gemäß ihren Ausführungen zumindest, dass sich der Diplomat nach den dort gemachten Erfahrungen am meisten zurücksehnt und später stets ähnliche Erfahrungen sucht. Manchmal beinhaltet sie sogar, so die Erzählung, dass er auf späteren Posten, die er im Vergleich zum ersten als kulturell besonders anders wahrnimmt (gegenübergestellt wurde hier bspw. pauschal „Asien“ versus „Afrika“), das Gefühl entwickelt, hier zu keinem befriedigenden „Verstehen“ seiner kulturellen Umwelt gelangen zu können.

Das Besondere an Erfahrungen der Identifikation mit der Gastkultur und ihren Teilnehmern „auf Posten“ ist schließlich noch, dass sie mit Bezug auf das – auch im Kapitel zur diplomatischen Mobilität erörterte – professionelle diplomatische Ideal der „Objektivität“ als ein unprofessionelles und moralisch verwerfliches „going native“ angesehen werden können, wie die – im Gespräch weniger sorgenvoll oder reuig als achselzuckend-vergnügt vorgetragene – Erzählung dieses Diplomaten suggeriert:

„Ich lebe hier nun acht Jahre und habe sieben Jahre lang in Deutschland studiert, das heißt ich lebe schon *vielen* Jahren lang hier in diesem Land, und ich liebe es, als wäre es mein eigenes. Und das macht mich nicht unparteiisch, das macht mich nicht unparteiisch. Und ich verteidige Deutschland immer, wo ich nur kann. Und das sollte ich nicht, ich sollte unparteiisch sein, ich sollte sagen, nicht: ‚Also das, so geht das nicht-‘, aber ich kann nicht. Nicht? Also, das ist, für Nicaragua ist das nicht sehr gut. Denn sie haben einen Botschafter dort, der eher deutsch als nicaraguanisch ist. Verstehst du?“²⁰

In dieser Selbstdarstellung führt der Aufenthalt im Gastland – vor der diplomatischen Tätigkeit und „auf Posten“ – durch seine schiere Dauer zu einer intensiven generalisierten Zuneigung des Diplomaten zu der gesamten national-kulturellen Entität, der er zugeordnet ist, ebenso wie zu einer Wahrnehmung der Zugehörigkeit zu dieser Entität. Diese Zugehörigkeit wird zwar nicht als ebenso natürlich betrachtet wie die zum Heimatland, wohl aber als mittels dieser Zuneigung quasi rechtmäßig erworben („als wäre es mein eigenes“). Als problematisch – nicht für den Diplomat selbst, sondern für den Staat bzw. die Regierung, die er repräsentiert – wird hier nicht diese Zuneigung an sich dargestellt, sondern zwei Aspekte, die ihr als Folgen zugeschrieben werden: Die eine Folge ist der Verlust der Fähigkeit, vielleicht gar des Willens, zur kritischen und unvoreingenommenen Wahrnehmung des Gastlandes – der Simmelschen „Attitüde des ‚Objektiven‘“ (Simmel 1992: 766) – zugunsten einer positiv voreingenommenen Übernahme der Binnenperspektive. Die zweite, zugespitzte Folge suggeriert nicht nur einen Verlust der geforderten sachlich-distanzierten professionellen Haltung, also eine Verletzung des Berufsethos, sondern sogar einen Verrat an der primären politisch-kulturellen Loyalität, der der entsandte Diplomat verpflichtet ist. Er begeht Verrat, so diese Er-

20 Übersetzt aus dem Spanischen.

zählung, indem er die legitime Loyalitätenhierarchie umdreht („eher deutsch als nicaraguanisch“) und sich zuerst als dem Gastland zugehörig definiert und erst danach seinem Heimatland, das zu repräsentieren er entsandt ist. Diese Darstellung gehört zu denjenigen Bemerkungen der Gesprächspartner, die illustrieren, dass der ‚Spagat‘ zwischen einer sachlich-distanzierten Haltung und der Hingabe an die „Versuchung“, sich als Mitglied der Gastkultur zu verorten, als berufsinhärente „Herausforderung“ betrachtet wird.²¹

Dieser Darstellung der emotionalen Vereinnahmung durch die kulturelle Umgebung „auf Posten“ soll allerdings abschließend als Kontrast eine weitere Stimme entgegengesetzt werden, die eine Selbstverortung sowohl in der eigenen als auch in der Gastkultur nicht als schwierig zu meisternde Spannung zwischen widersprüchlichen Optionen betrachtet, sondern als eine Art glücklicher Symbiose:

„Und das ist, das ist etwas sehr, sehr Schönes natürlich, sich da heimisch zu fühlen in einer fremden Kultur und zu sagen, ach, da, das spricht mich an, ich fühle mich ein bisschen sozusagen auch zugehörig. Das sind auch wieder diese *persönlichen* Kontakte und Geschichten und konkrete Projekte, wo man teilgenommen hat und die ein Erfolg waren für beide Seiten, ähm, schön waren und gut aufgenommen waren. Das ist, das führt, glaube ich, dann dazu, dass man sich dann wohlfühlt in beiden Orten oder, also zwei Verbindungen hat.“

Hier steht der unbekümmerte Genuss, das ästhetische Vergnügen an der fremden kulturellen Umgebung und der die Fremdheit aufhebenden Vertrautheit mit ihr im Vordergrund. Der Schwerpunkt der eigenen Tätigkeit „auf Posten“ liegt in dieser Darstellung gar nicht auf einer Vertretung des Eigenen, sondern auf Aktivitäten, deren Ziel der „Erfolg für beide Seiten“ ist, die von vornherein darauf ausgerichtet sind, dass das Heimatland und das Gastland wechselseitig voneinander profitieren. Diese Aktivitäten implizieren auch für die Selbstwahrnehmung des Diplomaten eine Konzeption unproblematischer und befriedigender Symmetrie der Zugehörigkeit zu und der Verbundenheit mit zwei kulturellen „Orten“, eine Konzeption der gleichzeitigen und gleichberechtigten Integriertheit in etwas eigenes Eigenes und etwas Anderes Eigenes.

21 Diese „Herausforderung“ gilt auf der einen Seite als allgemein berufsinhärent und auf der anderen Seite als postenspezifisch. So gilt sie als besonders intensiv spürbar in Form eines regelrechten „Solidarisierungsdrucks“, dem sich diejenigen Diplomaten ausgesetzt sehen können, die in einen Staat bzw. eine vergleichbare politische Entität entsandt werden, die sich mit einer anderen solchen Entität in einem das Alltagsleben bestimmenden Konflikt befindet, wie er zum Beispiel zwischen Israel und Palästina herrscht.

